

Peter Bubmann / Alexander Deeg (Hg.)

Der Sonntagsgottesdienst

Ein Gang durch die Liturgie





Peter Bubmann/Alexander Deeg (Hg.)

Der Sonntagsgottesdienst

Ein Gang durch die Liturgie

Vandenhoeck & Ruprecht

Mit 3 Abbildungen

Umschlagabbildung: © Christa Schüssel

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-57062-4

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

© 2018, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung
des Verlages.

Printed in Germany.

Satz: Konrad Triltsch, Ochsenfurt

Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG BuchPartner,
Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorwort	9
Johanna Haberer Die Läutkultur	11
Wolfgang Ratzmann Verdichtete Gottespräsenz – auch in einer Ruine? Ein ungewöhnlicher Kirchenraum	16
Alexander Deeg Die Sakristei als Raum gewordene Liminalität. Zwischen Rumpelkammer, Ort letzter Absprachen und geistlicher Präparatio	24
Klaus Raschzok In-vestition. Liturgische Gewänder im evangelischen Gottesdienst	33
Jochen Arnold Musik im Gottesdienst. Theologische und anthropologische Spannungsfelder zwischen Emotion und Kognition, Verkündigung und Gebet	41
Christian Lehnert Himmlische Musica. Zwei fliegende Blätter zu Stimme und Klang im Gottesdienst	53
Erich Garhammer „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“. Sprache und Gefühle in der Liturgie	59

Sándor Percze Aus dem Kämmerlein ins Rampenlicht. Kleines Plädoyer für eine geistig-spirituelle Existenz der Liturginnen und Liturgen	64
Klaus Röhring Praeludieren und Intonieren. Zur „Musik zum Eingang“	69
Heinrich Assel „Im Namen ...“. Die ersten Worte und das Ganze des Gottesdienstes	75
Helmut Schwier Adiutorium nostrum. Der Name und wir	82
Michael Herbst Salutatio. Vom Sinn des rituellen Anfangs	88
Daniel Meier Freie Begrüßung. Von der Notwendigkeit der Kontaktaufnahme und der Gefahr des verplapperten Gottesdienstes	94
Konrad Müller Das ‚Vorbereitungsgebet‘	99
Irene Mildenberger Psalm und Gloria Patri. Ein jüdisches Lied im christlichen Gottesdienst	109
Manacnuc Mathias Lichtenfeld Kyrie. Geglaubte Gottesherrschaft in der Weltwirklichkeit	115
Peter Bubmann Gloria. Ein Weihnachtslied fürs ganze Jahr	122
Tanja Gojny Kollektengebet. Artenschutz für eine bedrohte liturgische Spezies?	129
Hanns Kerner Die gottesdienstliche Lesung zwischen Ideal und Wirklichkeit	135
Jochen Kaiser Wochenlied/Lied des Tages. Das Proprium in Klanggestalt	144

Kathrin Oxen	
Three points – and a poem	151
Romina Rieder	
Gemeinde, Gottesdienst und Gottes Wort. Beim Predigen die Bibel leuchten lassen	158
Katharina Bach-Fischer	
Von Predigtcoachings, Nachgesprächen und kollegialem Feedback. Wider die Isolation auf der Kanzel	165
David Plüss	
Oder lieber doch nicht predigen? Argumente wider und für die Kanzelrede	170
Benedikt Kranemann	
Credo. Ein Bekenntnistext im Wortgottesdienst der Messfeier	178
Hans-Martin Gutmann	
Fürbitten	184
Michael Meyer-Blanck	
Gabenbereitung. Eucharistie und Diakonie	191
Walter Sparn	
Präfation. Dankbar an den Tisch des Herrn	197
Peter Bubmann	
Sanctus	203
Peter Cornehl	
„Für euch“, „für dich“, „für alle“. Gemeinschaft, Vision und Gedächtnis im Abendmahl	209
Hans G. Ulrich	
Vaterunser. „Tischgebet“ um den Fortgang von Gottes Geschichte mit uns	216
Stefan Heuser	
Der Friedensgruß. Zur theologischen Grammatik und liturgischen Gestalt eines zentralen Elements gottesdienstlicher Friedensethik	222

Alexander Proksch	
Agnus Dei. Hymnisches Kleinod auf dem Weg zum Altar	230
Christian Eyselein	
Abkündigungen. Last und Lust einer liturgischen Sprachform	237
Heinz Kattner	
Die Poesie des Segens. Oder: Was mich unbedingt angeht	244
Konrad Klek	
Das Nachspiel	250
Birgit Dier	
Der Handschlag am Ausgang. Mehr als ein Tanz der Viren?	257
Eberhard Hauschildt	
Kirchenkaffee oder doch lieber gleich nach Haus?	264
Florian Höhne	
Gottesdienstkritik. Eine Notwendigkeit und Schwierigkeit	270
Biographische Angaben zu den Autorinnen und Autoren	277
Namensregister	281

Vorwort

Dieses Buch ist *keine* Festschrift ... (für Martin Nicol zum 65. Geburtstag, der sich jegliche Festschrift verbat), sondern *mehr als nur* eine Festschrift. Es ist ein Buch zum „Evangelischen Gottesdienst“, das den „Weg im Geheimnis“, den Martin Nicol beschrieben hat,¹ abschreitet und auslotet. Es erkundet den Gottesdienst der Kirche, vertraut sich der Wegführung an, die Martin Nicol in seiner liturgischen Programmschrift bietet, nimmt diese Impulse auf, führt sie weiter oder fragt kritisch nach.

Martin Nicol schreibt: „Ich plädiere dafür, endlich den Aufbruch zu wagen in den Wegen, die das Evangelische Gottesdienstbuch gespurt hat.“² Das tun die Beiträgerinnen und Beiträger dieses Bandes. Die „Grundform 1“ (G1) des Evangelischen Gottesdienstbuches, die den „Mess-Typ“ repräsentiert und für die ökumenische Weite des evangelischen Gottesdienstes steht, ist unser Ausgangspunkt. Die Beiträge dieses Bandes interpretieren und kommentieren, hinterfragen und diskutieren die Schritte des Weges, den diese Grundform vorgibt. Es entsteht so ein Liturgiekommentar, mit dem ein Update oder Upgrade in Sachen G1 intendiert ist, eine aktuelle Einführung in die Schritte dieser Liturgieform auf dem Hintergrund liturgiewissenschaftlicher Erkenntnisse und persönlicher Erfahrungen.

Die 39 Beiträge dieses Bandes folgen dem Gang der Liturgie. Sie stammen von Kolleginnen und Kollegen aus der Praktischen Theologie, Kirchenmusik, Pastoraltheologie und Liturgiewissenschaft, von Schülerinnen und Schülern Martin Nicols, Pfarrerinnen und Pfarrern, die seit Jahren mit ihm zusammenarbeiten.

Als Herausgeber danken wir allen, die zum Entstehen und Gelingen beigetragen haben – den Autorinnen und Autoren, den Studentinnen der Theologie Henrike Acksteiner und Hanna Henke sowie dem wissenschaftlichen Assistenten Ferenc Herzig (Leipzig) für die Korrekturarbeiten, den Mitarbeiterinnen und

1 Vgl. Martin Nicol, Weg im Geheimnis. Plädoyer für den Evangelischen Gottesdienst, Göttingen³2011.

2 AaO., 14.

Mitarbeitern im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, allen voran Christoph Spill und Bernhard Kirchmeier, und der Nürnberger Künstlerin Christa Schüssel, die auch für dieses Buch das Titelbild gestaltet hat.

Für namhafte Druckkostenzuschüsse danken wir herzlich der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (ELKB), der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) sowie der Zantner-Busch-Stiftung (an der FAU). Und so lässt es sich doch nicht leugnen: Dieses Buch ist (jedenfalls für uns Autoren wie bestimmt für viele Leser*innen) *auch* ein Ereignis festlicher Freude, und darin eben doch eine Festschrift sui generis. Es drückt den Dank aus für die leidenschaftlichen Impulse, die Martin Nicol vor allem der Homiletik und Liturgik in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten gegeben hat. Es geht ihm darum, Menschen zu motivieren, „den gottesdienstlichen Weg im Geheimnis wieder und wieder zu gehen.“³ Möge auch dieses Buch einen Beitrag dazu leisten.

Erlangen und Leipzig, im Advent 2017

Peter Bubmann

Alexander Deeg

3 AaO., 271.

Johanna Haberer

Die Läutkultur

Nachdenklich sitzt die junge Frau am Tisch. Sie mustert die gemaserte Tischoberfläche. Vor ein paar Tagen ist sie von einer mehrmonatigen Indienreise zurückgekommen und versucht, erste Worte zu finden, was diese lange Reise mit ihr gemacht hat.

Sie hebt den Kopf. „Es war wunderschön. Aber: Soll ich Dir sagen, was mir gefehlt hat?“, fragt sie etwas verschämt. „Das Glockenläuten. Und dabei ist mir das erst nach Wochen aufgefallen.“ Morgens beim Wachwerden, abends beim Betrachten des Sonnenuntergangs, irgendwann habe sie gedacht: „Jetzt weiß ich, was mir fehlt.“ Ausgerechnet. Die Glocken.

Wollte man einem Außerirdischen im Jahre des Herren 2017 erzählen, wie sich Europa anhört, welchen Ton es hat und wie es klingt, man würde ihm das mächtige Geläut des Kölner Doms, die Glocken von Santa Maria del Fiore in Florenz, die Vier-Tonnen-Glocke der Hedwig Eleonora-Kirche in Stockholm oder die Glocken der mächtigen Kathedrale von Lissabon zu Gehör bringen – und dazu die ungezählten Glocken der Dorfkirchen auf den Höhen und in den Tälern dieses Kontinents.

Oder man würde auf die gewichtigste Glocke Europas verweisen: der Big Ben, die größte Glocke des Uhrturms im Londoner Palace of Westminster mit 13,5 Tonnen Gewicht. Der „große Benjamin“ ist sinnfällig in dem Augenblick (wegen Restaurierungsarbeiten) verstummt, in dem sich Großbritannien aus der Europäischen Gemeinschaft verabschieden will.

Ein Kontinent der Läutkultur, das ist Europa.

Dabei ist die Glocke im Zusammenhang mit religiösen Übungen bereits ein altchinesisches und altindisches Phänomen. Aber diese Kultur der sorgsam Rhythmisierung des Alltags durch das Gebetsläuten, diese Form des Rufs zur Aufmerksamkeit auf Gott, hat sich in Europa besonders prächtig, kunstvoll und hörbar etabliert. Sie evozierte das noble Handwerk der Glockengießerei, durch die Jahrtausende bewährt. Glocken tragen die Signatur des Gießers, sie sind kunstvoll bebildert, geritzt oder figürlich geschmückt. Sie tragen ihre eigenen Namen, erhalten eine eigene feierliche Weihe und haben ihre originelle Melo-

diebildung zwischen großen und kleinen Terzen und Sekunden. Sie sind der Klang der Identität einer Gemeinschaft.

Die Glocke dient der Wahrnehmung, der Sammlung, der Ordnung, der Erinnerung, dem Fest und dem Lob Gottes. Die Aufgaben des Geläuts lassen sich aus den Glockeninschriften rekonstruieren:

„Den wahren Gott lobe ich
 Ich rufe das Volk
 Ich versamble den Klerus
 Ich beweine die Toten
 Die Seuche verjage ich
 Die Feste ziere ich.“¹

Die Glocke erläutet also Aufmerksamkeit für den dreieinigen Gott: Im Kloster ruft sie Mönche und Nonnen zum Gebet. Sie läutet beim Erwachen und beim Schlafengehen und gemahnt, dass unser Tag in Gottes Händen liegt. Sie läutet zur mittäglichen Rast und zum Abendgebet und erinnert, dass unser Leib und unsere Seele Ruhe brauchen, inmitten der tätigen Arbeit. Sie läutet mit dem Vesperläuten den Sonntag ein, sammelt die Menschen und ruft zum Gottesdienst. Sie verschränkt Gottes Zeit mit der Zeit der Menschen. Sie öffnet mit ihrem Sonntagsgeläut den Raum für Gott in der Zeit der Menschen: Im Anfang! Die Glocke läutet für Schöpfung und Auferstehung in einem. Sie läutet zur Eucharistie und zum Vaterunser. Sie läutet zur Taufe, zur Hochzeit und zum Totenbegräbnis und begleitet somit melodisch die Biographie des Einzelnen.

Und auch das andere, das ‚säkulare Geläut‘ hat seit Alters höchste Relevanz für das Gemeinwesen: Glocken läuten, wenn Gefahr droht – eine Feuersbrunst, Sturm, Gewitter, Flut. Glocken läuten über dem verwüsteten Land, wenn der Krieg zu Ende ist. Das Friedensgeläut ist eine reformatorische Inkulturierung des katholischen Angelusläutens, wie es schon Johannes Bugenhagen in der Braunschweigischen Kirchenordnung von 1528 begründet. Dort heißt es:

„Es ist keine böse Gewohnheit, daß man hier noch schlägt [läutet] pro Pace, d. i. zum Frieden. Es ist aber nicht recht, daß man hat einen Mariendienst daraus gemacht und nicht lassen bleiben, wie es die frommen Leute erstlich gefunden und gemacht haben. Denn der alte Name, daß es heißt pro Pace, weiset nach, daß es angefangen hat, als in diesen Landen viel Krieg ist gewesen, daß man sollte in allen Häusern und auf dem Felde bitten um einen zeitlichen Frieden.“²

1 Der Ursprung dieser Inschrift sind die sieben Tugenden der Glocke (*virtutes campanae septem*) auf Latein: *Laudo deum verum, plebem voco, congrego clerum, defunctos ploro, pestem fugo, festa decoro, est mea cunctorum terror vox daemioniorum*. Erstmals tauchten diese Verse im Kloster Salmansweiler am Bodensee auf. Danach zierte die Inschrift zahlreiche Glocken wie zum Beispiel in Hildesheim, Köln, Münster und Bern. Vgl. hierzu Karl Walter, *Glockenkunde*, Regensburg/Rom 1913, 186f.

2 Johannes Bugenhagen, in: Christian Friedrich Bellermann, *Das Leben des Johannes Bugen-*

Die Glocke bittet um zeitlichen Frieden angesichts der Verheißung des ewigen Friedens. Es ist der Ton der anderen Dimension, der weithin hörbar von oben in unser Leben hineinläutet. Und sie ist in dieser Kultur untrennbar mit der Uhr verbunden. Die Glocke zeigt an, was die Stunde geschlagen hat – im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft.

Tief verankert in der Volksseele ist die Glocke besonders in diesem Land: „Ach, wie wohl ist mir am Abend, wenn zur Ruh die Glocken läuten!“ singt der Kanon: Bim Bam Bim Bam. Oder der Wiedergänger im Deutschunterricht aller Schularten: Schillers „Das Lied von der Glocke“, ein Gedicht, dem es wie keinem zweiten Text gelang, den deutschen Alltag, das Handwerk, die Familie und die Religion volkstümlich zusammenzubinden.

„Noch dauern wird's in späten Tagen
und rühren vieler Menschen Ohr,
und wird mit dem Betrübten klagen
und stimmen zu der Andacht Chor.“³

Von den Dichterkollegen schon bei Erscheinen heftig als populistisch kritisiert, hat sich das Gedicht von der Glocke so tief in die kollektive Seele gegraben, dass der Text zugleich zum Träger einer Reihe volkstümlicher Spruchweisheiten wurde und die Moral des Bürgertums im 19. Jahrhundert in eine Reihe von Merksprüchen bannte:

„Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben [...]
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder.“⁴

Die Kirchenglocke, sie symbolisiert als akustische Zeichenhandlung den Ton, der seit ca. zwölfhundert Jahren mit der Christianisierung Europas verbunden ist, der aus den Klöstern Frankreichs über die schottische Insel Iona in die Dörfer und Städte Mitteleuropas wanderte und eine akustisch vermittelte Dominanz im Gemeinwesen fordert.

Die Glocken demonstrieren bis heute nach ‚Außen‘ eine ‚laute‘ Vorherrschaft des Christentums in der Gesellschaft, die grundgesetzlich als ‚Religionsfreiheit‘ verankert mit dem ‚Herkommen‘ und mit der Tradition argumentativ begründet wird.

hagen, nebst einem vollständigen Abdruck seiner Braunschweigischen Kirchenordnung vom Jahre 1528, Berlin 1859, 173.

3 Friedrich Schiller, Schiller's Lied von der Glocke. In gereimten lateinischen Rhythmen nachgesungen von Leonz Füglistaller, Luzern 1821, 6.

4 AaO., 14–16.

Nach ‚Innen‘ künden sie die Zusammenkunft der Gemeinde zum Gottesdienst und zum Gebet und bilden den Geleitton zu deren Identität. Es gibt ‚Läuteordnungen‘ und Glockenbeauftragte der Landeskirchen. Es gibt Beschlüsse von Kirchengemeinden, die in den Grenzen von Rahmenordnungen für jeden Ort eigene Traditionen des Glockengeläuts ausbilden.

Solange die ‚Christengemeinde‘ und die ‚Bürgergemeinde‘ weitgehend übereinstimmen, war es keine Frage, dass die Kirche den Mittelpunkt des Ortes bildet und die Glocke alle wesentlichen Lebensabschnitte einläutet.

Und man will es im Einzelnen gar nicht wissen, wofür im Laufe der Jahrhunderte die Glocken geläutet wurden: für Feste, Feiern und Fürsten und fleißig für den Führer, das ist gewiss.

Fraglich wird der gesellschaftliche Ort des Geläuts, wenn im Rahmen der Religionsfreiheit auch andere Religionen beginnen laut zu werden im Kern Europas.

Der juristische Streit um das Recht, sich in der Gesellschaft als religiöse Gruppe bemerkbar zu machen, wird wegen der Signalwirkung der Glocke hitzig geführt: rund um das Läuten, um den Stundenschlag von der Kirchturmuhre, um Lärmbelästigung am Sonntag, um Dezibel und Immissionsrichtwerte.

Und – in Zeiten der Pluralisierung der Gesellschaft – auch um die Frage, zu welchen Zeiten und zu welchen Anlässen der Muezzin zu den muslimischen Gebetszeiten rufen darf und ob er das ohne den öffentlich-rechtlichen Status der beiden Konfessionen von der Gesellschaft einfordern kann. Wie laut darf welche Religion werden? Dahinter steckt allerdings nichts Geringeres als die Frage, ob Europa und Deutschland mittendrin eine bestimmte religiöse Markierung hat, braucht, will.

Das christliche Geläut wird von zwei Seiten in der Gesellschaft in Frage gestellt:

Von denen, die jegliche religiöse Signatur einer säkularen Gesellschaft ablehnen, und von denen, die eine religiöse Vielstimmigkeit der Gesellschaft im öffentlichen Raum fordern.

Aber das Glockengeläut hat in dieser Kultur durch die Mischung von säkularer und sakraler Funktion eine überkonfessionelle und auch überreligiöse Position erworben, auch wenn der ökumenische Beratungsausschuss für das Deutsche Glockenwesen dringlich rät, „die Glocken nicht aus der kirchlichen Sinnggebung zu entlassen“⁵.

Denn die Kirchenglocken sind nicht nur rituelle Stimmen, sie sind auch prophetische Signale. Die Glocke kann verstanden werden als die prophetische

5 Der Beratungsausschuss für das Deutsche Glockenwesen in seiner Schrift: Zum Lobe seines Namens. Liturgie und Glocken: www.glocken-online.de/bibliothek/schriften/Liturgie_und_Glocken_mit_Text.pdf [Abruf 28. 10. 2017].

Nachfolgerin des Schofar aus dem jüdischen Gottesdienst. Dann meint der Schlag der Glocke: „Gott kommt, Gott erbarme Dich“.

Er meint den Hilfeschrei der gebrochenen und verzweifelten Herzen und die Verheißung, dass Gott wiederkommt und diese Welt nicht alleine lassen wird.⁶

Es sind diese Glocken, die beim Fall der Mauer läuteten, die im Gedenken an den Abwurf der Atombomben zur Erinnerung an unermessliches Leid und unermessliche Schuld zu Versöhnung zwischen den Völkern mahnen. Es sind die Glocken, die gegen Rassismus und Ausgrenzung zur Buße rufen und zur Demut gegenüber den eigenen Ansprüchen. Es sind die Glocken, die in die Freiheit und Gerechtigkeit Gottes rufen und zur Dankbarkeit für die Welt, in der wir gemeinsam leben dürfen.

Sie rufen alle Menschen – nicht nur die Christen – zum Frieden Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft (Phil 4,7). Sie rufen alle Menschen zu einem aufmerksamen Leben – ausgespannt zwischen dem Gott, der uns geschaffen hat, und dem Gott, der kommt.

⁶ Vgl. Jürgen Ebach, *Das Alte Testament als Klangraum des evangelischen Gottesdienstes*, Gütersloh 2016, 35–37.

Wolfgang Ratzmann

Verdichtete Gottespräsenz – auch in einer Ruine?

Ein ungewöhnlicher Kirchenraum

Wer sich zu Kirchenräumen wissenschaftlich äußert, ist in der Regel vom Schönen fasziniert, von großen Kathedralen oder besonderen Kirchen, die sich meist in einem guten Bauzustand befinden. Schönheit und „verdichtete Gottespräsenz“¹ scheinen hier eng miteinander verwoben zu sein, das eine ist schwer ohne das andere denkbar. Aber es gibt eine Fülle anderer Kirchen, die finster und verfallen allenfalls von früherer Schönheit künden. Ich möchte an solche anderen Räume anhand eines drastischen Beispiels erinnern: Die klein gewordene evangelisch-lutherische Kirchgemeinde Mochau in der fruchtbaren „Lommatz-scher Pflege“ in Mittelsachsen besitzt eine Kirche mit einem mächtigen Turm von 35 Metern Höhe, der – wie die unteren, über zwei Meter dicken Mauern zeigen – in romanischer Zeit einmal als Wehrturm gedient haben mag, und einem im 19. Jahrhundert angebauten Kirchenschiff von imponierenden 30 Metern Länge und 15 Metern Breite, das aber leider nicht von einem Dach geschützt wird, sondern inzwischen zu einer einsturzgefährdeten Ruine geworden ist.² Welche Botschaften sendet ein solcher Ort mit seinen ruinösen Mauern aus? Kann man hier noch von einem Kirchenraum sprechen?

Ein Kirchenraum ohne Dach

Kirchenruinen sind den Älteren in Deutschland noch als Folge des Krieges gut bekannt. Sie waren Teil der zerbombten Innenstädte, und sie wurden nach und nach beseitigt oder wiederaufgebaut. Die Kirche in Mochau ist aber ein anderer Fall. Sie hatte dank ihres dörflichen Standortes den Krieg heil überstanden, aber die DDR wurde ihr zum Verhängnis. In den 1960er Jahren stellte man erhebliche

1 Martin Nicol, Weg im Geheimnis. Plädoyer für den Evangelischen Gottesdienst, Göttingen ³2011, 215.

2 Vgl. Georg Buchwald (Hg.), Neue Sächsische Kirchengalerie – Ephorie Leisnig, Leipzig 1900, 550–555.

Schäden durch fortschreitenden Schwammbefall fest, die ohne Zuteilung staatlicher Material- und Arbeitskontingente nicht zu beheben waren. Die damals zuständigen amtlichen Stellen verweigerten die Genehmigungen. So wurde die Kirche aus Sicherheitsgründen Anfang der 1970er Jahre gesperrt. Die Gemeinde richtete für ihre Zwecke im Pfarrhaus einen kleinen Kirchsaal ein, wo sie künftig ihre regelmäßigen Gottesdienste feierte. Für einige Jahre wurde das große Kirchenschiff noch als Lagerraum für Antiquitäten von der berüchtigten Stasi-Firma benutzt, die mit dem Verkauf alter Möbelstücke nach dem Westen auf fragwürdige Weise ‚Devisen‘ erwirtschaftete. 1980 musste das baufällige Dach abgerissen werden. Damit waren die Mauern Wind und Wetter ausgesetzt. Zwei Jahre nach der ‚Wende‘ gründete sich ein Verein, der es sich zum Ziel gesetzt hatte, die Ruine zu erhalten und nutzbar zu machen. Ihm gelang es, einen Ringanker auf der Mauerkrone anzubringen – allerdings ohne Wetterschutz. Dank des Vereins und des Einsatzes einzelner rühriger Gemeindeglieder eröffnete 1998 die ‚Sommerkirche Mochau‘ eine Veranstaltungsreihe. Seitdem fanden in mehrwöchigem Abstand regelmäßig festliche Gottesdienste, aber auch Konzerte und Feste statt, mit denen man ein größeres Publikum anzusprechen suchte. Aber der bauliche Verfall war nur gebremst worden: Ab 2007 durfte das Geläut im Turm wegen großer Risse im Mauerwerk nicht mehr erklingen, und die Veranstaltungen der Sommerkirche mussten unterbrochen werden. Gegenwärtig ermöglichen bauliche Notmaßnahmen wieder eine vorübergehende Nutzung des Kirchenschiffs.

Es sind wenige engagierte Glieder der Kirchengemeinde, vor allem Ruheständler, die seither mit großem persönlichem Einsatz dafür sorgen, dass das Projekt ‚Sommerkirche Mochau‘ vorerst weitergeht. Die alte Turmuhr mit ihrem Schlagwerk wurde wieder in Gang gesetzt. Aber der 1992 gegründete Kirchenbauverein hat sich – wohl auch nach inneren Konflikten – aufgelöst. Die klein gewordene Kirchengemeinde ist inzwischen mit mehreren anderen Dorfgemeinden strukturell zusammengelegt worden und wird von einem Pfarrer betreut, der neben der Gemeinde Beicha-Mochau mit 304 Gemeindegliedern und zwei Kirchen, darunter die Mochauer Sommerkirche, die Gemeinde Jahnatal mit 796 Gliedern und mit Kirchen in Ostrau, Jahna, Hof, Zschaitz und Zschochau zu versorgen hat. Die Dörfer sind überaltert, viele Junge ziehen weg. Und wenn tatsächlich jüngere Personen zuziehen, sind sie nur schwer für die Belange des Dorfes zu interessieren. Wird es eine Zukunft für Mochau und für dieses denkwürdige Gebäude in seiner Mitte geben?



Abb. 1: Kirche Mochau, Südansicht. © Foto: Dieter Baer, Mochau

Die Pforte des Himmels

Am Tag nach der festlichen Einweihung der Kirche am 11. November 1849 stellte der damalige Pfarrer von Mochau, Moritz Christian Facius, seine Ansprache unter Verse aus Gen 28,16 f., in denen es heißt: „Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels!“ Eindrucksvoll sprach er von der Heiligkeit des neuen Baues, indem er ihn als „stillen Zeugen“ der künftigen kirchlichen Handlungen benannte, indem er die Trostfunktion dieses Raumes herausstellte und indem er die Festgemeinde reichlich vermahnte: „Denn unsere Kirche ist eine heilige Stätte, darum sorget ohne Unterlaß für ihre Erhaltung ... Hoffen darf ich darum, Ihr werdet sie Eurer fort-dauernden Sorge und Eurem beständigen Schutze anbefohlen sein lassen, und Alles aufbieten, um das sogleich wieder herzustellen, was etwa im Verlauf der Jahre der Zahn der Zeit an ihr zernagen wird.“³ „Hier schwebt ein beseeligender Friede von oben herab auf uns hernieder und erfüllt unsere Seele, so daß wir mit Jacob sprechen müssen: Hier ist die Pforte des Himmels ... Ist nämlich unsere

3 Moritz Christian Facius, Die Einweihung der neuen Kirche zu Mochau, Döbeln 1849, 34, 36.

Kirche eine heilige Stätte ... eine Pforte des Himmels, so dürfen wir nicht verlassen unsere Versammlungen, wie etliche pflegen, so müssen wir häufig, so müssen wir am liebsten hier verweilen.“⁴

Die Jahre des Mochauer Kirchenbaues waren politisch in Deutschland Jahre eines erwachenden demokratischen und säkularen Bewusstseins. Ob die Zeichen einer veränderten Zeit unter den damaligen relativ wohlhabenden Bauern dieser Gegend mit ihren großen Höfen wahrgenommen wurden? Sie hatten kräftig gespendet, vielleicht aus echter Dankbarkeit Gott gegenüber, vielleicht aber auch ein wenig, um sich selbst mit einem Bau ein Denkmal zu setzen, der mindestens durch seine Größe imponieren sollte. Aber man kann vermuten, dass hinter den mahnenden Worten des Pfarrers schon zum Einweihungsfest wohl manche ernüchternde pastorale Erfahrung im Blick auf die Glaubenstreue und Kirchlichkeit seiner Gemeindeglieder steht.

Dass die „Pforte des Himmels“ in Mochau einmal in einen solchen baulichen Zustand geraten würde, wie es jetzt der Fall ist, ahnte damals keiner. Er ist freilich nicht nur der um sich greifenden inneren Entkirchlichung der Gemeindeglieder zu verdanken, sondern wohl noch stärker der rigiden Politik der Besatzungsmacht in der SBZ und der SED, die viele Großbauern enteignete und vertrieb und mit der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft in den 1960er und 70er Jahren eine erneute Flüchtlingswelle von Ost nach West auslöste. Mochau gehörte zu den ersten Dörfern, die mit dem Titel ‚Sozialistisches Dorf‘ für eine vollständige Kollektivierung der Landwirtschaft ausgezeichnet wurden. Vor und nach 1989/90 ereignete sich die letzte Auszugswelle von Ost nach West, um dem wirtschaftlichen Niedergang Ende der 1980er Jahre zu entkommen oder um nach 1990 einen Arbeitsplatz zu erhalten. Auch wenn heute viele Häuser im Dorf ein freundliches Äußeres erhalten haben, ziehen viele Jüngere noch immer weg: in die Großstädte, in die industriellen Zentren, wo man eine gut bezahlte Arbeit erhofft. Staat und Kirchenleitungen reagieren auf die krisenhaften Entwicklungen mit Struktur-reformen, um das Schlimmste zu verhüten. Die Kirchenruine symbolisiert zwar in ihrer Weise einen „offenen Himmel“ – für eine ostdeutsche Zeitschrift ein Anlass, von der „Kirche mit dem direkten Draht nach oben“ zu spötteln.⁵ Aber sie ist wohl auch ein starkes Symbol für die gesellschaftlichen und geistigen Krisen, von denen Mochau spätestens seit 1945 erfasst worden ist. Kann solch ein Gebäude überhaupt noch annäherungsweise als „Pforte des Himmels“ und „heiliger Raum“ empfunden werden?

4 AaO., 38f.

5 Zeitschrift „Super TV“ vom Juli 2001.

Theoretische Raumfunktionen und subjektive Raumerfahrungen

Ob es eine Theologie des Kirchenraumes gibt, ist umstritten.⁶ Unstrittig aber ist die erstaunliche Bedeutung, die Kirchengebäude für viele Menschen hierzulande besitzen – und zwar für Christen und Nichtchristen. Dafür werden in der reichlich vorhandenen kultur- und liturgiewissenschaftlichen Literatur⁷ verschiedene Funktionen genannt, deren reale Relevanz ich anhand dieses besonderen Gebäudes prüfen wollte.⁸

Unstrittig ist die *topographische* Funktion des Gebäudes. Nur durch den mächtigen Turm und die noch immer hohen Mauern des Gebäudes existiert ein sichtbares Ortszentrum, das wesentlich für die Bildung einer kollektiven heimatlichen Identität ist.⁹ Der längst geschlossene Laden war nur in einer ausgedienten Baracke untergebracht gewesen. Auch die alte Schule und das Pfarrhaus stellen räumlich keine dominanten Orte dar. Es ist so: Das einzig unübersehbare und sich zugleich von der übrigen Bebauung abhebende Gebäude ist die Kirche mit ihrem mächtigen Turm und ihren morbiden Mauern.

Im Rahmen der Offenen Sommerkirche ist die Kirchenruine auch ein *Ort für den Gottesdienst*. Der alte steinerne Altartisch wird wieder als Ort des Gebets genutzt. Ein für die Ruine angeschafftes großes Kreuz rückt durch die Verkündigung in die Mitte des Geschehens. Die im Schiff aufgestellten stabilen Gartenbänke bieten ca. 80 Menschen Platz. Blumen, große Grünpflanzen und Kerzen schmücken den Raum. Während sich sonst im Pfarrhaus oder in den Nachbarkirchen meist nur kleine Gruppen älterer Menschen versammeln, werden die Gottesdienste hier durch die größere Zahl der Teilnehmer, die festlichen Anlässe und den ungewöhnlichen Raum zu einem Ereignis, über das man öffentlich spricht und das diejenigen ermutigt, die unter den allgemeinen Rückgangs- und Rückzugstendenzen leiden.¹⁰

Die Kirchenruine spiegelt zweifellos in ihrer Weise unheilvolle historische Entwicklungen des Ortes und der Gemeinde wider. Sie erfüllt darin eine *Me-*

6 Vgl. Horst Schwebel, Die Kirche und ihr Raum, in: Sigrid Glockzin-Bever/ders. (Hg.), Kirchen-Raum-Pädagogik, Ästhetik – Theologie – Liturgik 12, Münster 2002, 9–30.

7 Zusammenfassend Franz-Heinrich Beyer, Geheiligte Räume. Theologie, Geschichte und Symbolik des Kirchengebäudes, Darmstadt 2008; Klaus Raschzok, Kirchenbau und Kirchenraum, in: Hans-Christoph Schmidt-Lauber u. a. (Hg.): Handbuch der Liturgik. Liturgiewissenschaft in Theorie und Praxis der Kirche, Göttingen 2003, 391–412.

8 Ich habe mich im Rahmen dieser kleinen Studie auf Gespräche mit dem ehemaligen Bürgermeister, dem Pfarrer und ausgewählten Gemeindegliedern beschränkt, die einem exakten wissenschaftlich-empirischen Anspruch freilich nicht genügen.

9 Vgl. Hans-Georg Soeffner, Gesellschaft ohne Baldachin. Über die Labilität von Ordnungskonstruktionen, Weilerswist 2000.

10 Auch die lokale Presse (Döbelner Anzeiger u. a.) berichtete häufig über Aktivitäten der Sommerkirche, wie z. B. über deren Eröffnung, über besondere Gottesdienste, Konzerte, Bau- und Finanzprobleme.

moriafunktion eigener ambivalenter Art. Aber sie wirkt nicht nur als ein tragisches Symbol, sondern auch als Ort, an dem weiter das individuell-biographische und das Familiengedächtnis haften. Es ist kein Zufall, dass die Jubelkonfirmationen besonders gut besucht sind. Viele suchen bewusst den Raum, in dem sie getauft und konfirmiert worden sind, in dem für ihre Toten gebetet wurde und in dem man früher zum Krippenspiel oder im Chor mitgewirkt hat. Auch eine Ruine vermag so durchaus positive Erinnerungen wachzurufen und trostbedürftige Seelen zu stabilisieren.

Jede Kirche im Dorf ist ein besonderer, ein „anderer Raum“¹¹, ein Gegenort zu den üblichen rein funktional bestimmten Räumen des Wohnens und Arbeitens. Solche „Heterotopoi“ werden von einer bestimmten *ungewöhnlichen Atmosphäre* geprägt, die durch objektive Elemente des Raumes und subjektive Empfindungen konstituiert werden.¹² In Mochau ist es einerseits der Reiz des Morbiden, der Menschen durchaus ansprechen kann. Aber es gibt auch deutliche Gegenzeichen neuer Kraft und ungeplanter Schönheit, vor allem durch wilden Wein, der sich inzwischen an den Innenwänden hochrankt und dem Raum ein reizvolles Aussehen verleiht. Als ein atmosphärisch ambivalent wirkender „Heterotopos“ steht das verfallende Gebäude dafür ein, dass menschliches Leben mehr war und mehr sein könnte als bloßes Funktionieren in den Routinen des Alltags.

Kann eine Kirchenruine auch *religiöse Funktionen* erfüllen, und zwar nicht nur im liturgischen Vollzug, sondern allein durch ihre Existenz? Die Meinungen in Mochau dazu sind geteilt: Die einen betreten den Raum, weil sie auf der Suche sind nach einem Event, das den als öde empfundenen Alltag unterbricht. Sie suchen subjektiv nichts Religiöses oder gar Christliches, und sie finden auch nichts, was sie religiös – in der Tiefe ihrer Seele – anspricht. Es mag sein, dass die ruinöse Gestalt sie sogar in ihrer Gesinnung stabilisiert, dass Kirche und christlicher Glaube vergehende Größen sind, die in der Gegenwart ausgedient haben. Die anderen spüren, wie sie gerade ein solcher Raum neu zur stillen Selbstbesinnung, auch zur Frage nach Gott animiert. Für sie spielt meist eine Rolle, dass sie diesen Raum auch als liturgischen Ort kennen: „Wo die Gemeinde am Sonntag die Doxologie anstimmt, nimmt eben am Montag dieser oder jener Kirchenbesucher einen Ort besonderer Gottespräsenz wahr.“¹³

11 Vgl. Michel Foucault, Von anderen Räumen (1967), in: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.), Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a.M. 2006, 317–329.

12 Vgl. Gernot Böhme, Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt/M. 1995/Neuaufgabe 2013.

13 Nicol, Weg im Geheimnis (Anm. 1), 238.



Abb. 2: Kirche im Herbst. © Foto: Dieter Baer, Mochau

Und die Zukunft?

Der frühere Berliner Bischof Albrecht Schönherr hat einmal geäußert, dass wenn man die vielen Dorfkirchen in Ostdeutschland wegen der Entkirchlichung und des demografischen Wandels nicht mehr erhalten könne, müsse man die Dächer abnehmen und die Mauerreste oben versiegeln, um sie „als schöne Ruinen“ in den Dörfern zu bewahren.¹⁴ Ob er dabei im Blick hatte, wie aufwändig und teuer es sein kann, „schöne Ruinen“ zu erhalten? Und ob er dabei geahnt haben mag, wie eng oft der Niedergang einer Gemeinde und der Verfallsprozess einer Kirche miteinander verflochten sind? Deshalb sind für mich Kirchenruinen kein generelles Zukunftsmodell, wohl aber eine Herausforderung, vor der die Kirche da und dort steht.

Ich bin nicht sicher, ob die beschriebene Kirchenruine eine Zukunft haben wird. Sie ist nicht nur davon abhängig, ob es plötzlich ein Förderprogramm und damit finanzielle Mittel zum Erhalt und Ausbau der Ruine gibt. Noch mehr

¹⁴ Zit. von Rolf Schieder, Dorfkirchen als Orte der Identifikation. Kirchbaufördervereine in praktisch-theologischer Perspektive, in: PTh 95 (2006), 440–453, 441.

braucht dieser Raum Menschen, die ihn mit Leben, mit kulturellem und geistlich-liturgischem Leben erfüllen können.

Deshalb träume ich davon, dass in naher Zukunft zwei oder drei junge Ehepaare zuziehen, die als Christen oder auch als Nichtchristen Interesse an dieser beschädigten Ortsmitte entwickeln. Dass so ein kleiner neuer Freundeskreis entsteht, der sich der Sommerkirche annimmt. Und dass die Schwesterngemeinden im Kirchspiel die Sommerkirche längerfristig nicht als Konkurrenz, sondern als wichtigen und markanten Teil ihrer Kirchenräume betrachten, nicht nur als Last, sondern als Chance.